



Meisterwerke an der Bernsteinstrasse

Text und Bilder **Robert Muhr***
Redaktion **Cornelia Sigrist**

Als Bernsteinstrasse werden vor- und frühgeschichtliche Handelswege für Bernstein in Mitteleuropa bezeichnet. Alle führten von der norddeutschen Küste zur Adria und nach Südfrankreich. Auf Reisen entlang dieser Wege gibt es Architektur aus zahlreichen Stilepochen und Interessantes aus der Geschichte Europas zu entdecken.

Panorama der Marienburg am Fluss Nogat in der Nähe der polnischen Stadt Malbork.

(Bild: DerHexer/Carschten)

«Auf die Details achten, um die Zusammenhänge im grösseren Rahmen zu erfassen», lehrte der leider viel zu früh verstorbene Professor Giancarlo Abbondio auf vielen vom Schweizerischen Maler- und Gipserunternehmer-Verband SMGV durchgeführten Baustilkundereisen. So vermittelte er Malern und Gipsern in seiner einmaligen, packenden und doch blumigen Erzählart umfangreiches Wissen über Kirchen, Paläste, Burgen und Schlösser. Besichtigt man die Bauwerke an der wichtigsten Bernsteinstrasse in Polen und im Baltikum, werden die Erinnerungen an diese Wissensvermittlung wieder wach.

Die Griechen wie die Römer schätzten den Bernstein zur Herstellung von Schmuck sehr. Schon früh setzte deshalb ein schwunghafter Handel mit den Völkern an der Ostseeküste ein. So entstand der Begriff Bernsteinstrasse. Dieser bezeichnet mehrere Handelswege des Altertums in Europa, auf welchen Bernstein von der Nordsee und der Ost-



Das Haus Elizabetes Iela 10b in Riga hat eine ungewöhnliche Breite. Entworfen hat es der Architekt Michail Ossipowitsch Eisenstein.

see nach Süden transportiert wurde. Am damals bedeutendsten Handelsweg vom heutigen Sankt Petersburg über die baltischen Staaten Polen, Tschechien und Österreich nach Venedig, entstanden später Handelszentren der Hanseaten.

Beginnt man diese Route in Polen, so stösst man in der Nähe von Danzig auf die Marienburg, von 1309 bis 1454 Sitz der Hochmeister des Deutschen Ordens. Feine Masswerkdetails weisen im Innern auf die Gotik hin. Ein weiteres beliebtes Sujet der Gotik war die Darstellung des biblischen Gleichnisses von den klugen und den törichten Jungfrauen. Während die Törichten nur ihre Lampen mitnahmen, aber kein Öl, hatten die Klugen ausser den Lampen noch Öl in Krügen mit. So farbig wie hier sieht man sie beispielsweise noch in der Blansingener Peterskirche (Baden-Württemberg).

Nach der Teilung Polens 1772 planten die Preussen den Abriss der Marienburg, dieses grössten Backsteinbaus Europas, um mit dem Material neue Kasernen und Ställe zu bauen. Da trat zum Glück Friedrich Gilly auf den Plan. 1799 gab er einen Bildband über die Festung heraus und mobilisierte damit vor allem die Bevölkerung, sodass die Obrigkeit ab 1817 bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939 umfangreiche Restaurierungsarbeiten anordnete. Gilly ist es hauptsächlich zu verdanken, dass wir den Begriff Denkmalpflege in unserer Umgangssprache heute kennen.

In eine ganz andere Welt taucht man in der Stadt Riga mit ihren zahlreichen Jugendstilfassaden ein. Riga, Weltkulturerbe der Unesco, ist eine der reichsten Städte der Hanse im Ostseeraum. Die Hanse ist die Bezeichnung für die Vereinigungen niederdeutscher Kaufleute, deren Ziel die Sicherheit der Überfahrt

und die Vertretung gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen war. In der heutigen lettischen Hauptstadt schien Geld keine Rolle gespielt zu haben. In den Jahren zwischen 1890 bis 1900 kreierte hauptsächlich Michail Ossipowitsch Eisenstein (1867–1921) mehrere der Prunkfassaden. Das in fast allen Reiseführern als Musterbau des Jugendstils erwähnte Haus Elizabetes Iela 10b überwältigt den Betrachter mit einer Fülle von Formen und überdimensionalen Köpfen.

Als Gipser und Stuckateur fragt man sich, wie diese gigantischen Köpfe ausgebildet worden sind. Da hilft zum einen das Buch «Der Stuckateur und Gipser»¹ von Alfred Bohnagen (ein Reprint von 1914) weiter. Von drei Rezepturen, wie damals Gips wasserbeständig gemacht wurde, sei hier nur eine erwähnt. Diese etwas abenteuerliche Rezeptur liest sich im Original wie folgt: «Nach dem D.R.P.² 116610 von Carl Raspe in Weissensee vermag man den Gipsguss dem Wasser gegenüber längere Zeit widerstandsfähig zu machen, wenn man das Gipsmehl mit Magnesiumoxyd oder Aluminiumoxyd oder Zinkoxyd oder mit den Hydroxyden dieser Stoffe mischt

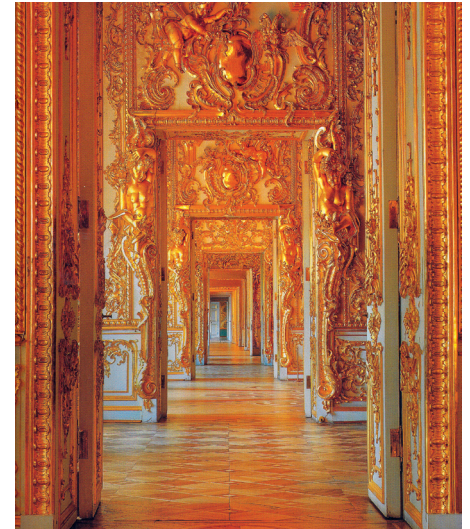


Fassadendetail des Hauses Elizabetes Iela 10b: Überwältigend sind die Fülle der Formen und die grossen Köpfe. (Bilder: Robert Muhr und Leena Hietanen)

* Stuckateur und Restaurator, 8624 Grüt-Gossau

Das Bernsteinzimmer wurde im Zweiten Weltkrieg von deutschen Truppen demontiert und ist seit Kriegsende verschollen (Bild links).

Die Rekonstruktion (Bild rechts) in St. Petersburg gilt als ein «Symbol der russisch-deutschen Beziehungen». (Bilder: Konstantin Uraev, St. Petersburg, www.fortuna-travel.ru)



Beliebtes Sujet der Gotik in der Marienburg: Die Darstellung des biblischen Gleichnisses von den klugen und den hier abgebildeten törichten Jungfrauen. (Bild: Robert Muhr)

und dieses Gemisch in eine verdünnte Lösung der Phosphorsäure oder der sauren phosphorsauren Salze von Magnesium, Aluminium, Zink oder dgl. einstreut und zu einem giessfähigen Brei anrührt. Die Güsse werden bei dieser Behandlung steinartig hart und erhalten ein porzellanartiges Aussehen.»

Peter Vierl beschreibt in seinem Buch «Putz und Stuck»³ den Peissenberger-Fassaden-Cement. Diesen verwendete man bereits im 18. Jahrhundert um ausladende Gesimse, Konsolen, Schilde und Abgüsse herzustellen. Für grosse, plastische Ausformungen dienten, wie auch heute noch, massgefertigte Rabitz-Rundeisen-Unterkonstruktionen. Diese waren vorgängig mit Zugabe von meistens Kälberhaaren «ausgedrückt» worden und ergaben, mit dem entsprechend «stärker» angemachten Mörtel, anschliessend die Möglichkeit, solche Gebilde «in situ», also direkt am Objekt auszumodellieren. Der Vorteil von Peissenberger-Fassaden-Cement: Er war geschmeidig und weitgehend rissefrei.

Die verheerenden Schäden, welche die beiden Weltkriege rund um die Bernsteinstrasse an zahlreichen Kulturdenkmälern hinterliessen, sind grösstenteils in akribisch aufwendigen und kostenintensiven Arbeiten beseitigt worden. Ein Beispiel möge dies besonders eindrücklich vor Augen führen: das berühmte Bernsteinzimmer, 1755 eingebaut durch den italienischen und russischen Baumeister Bartolomeo Francesco Rastrelli im prunkvollen Katharinen-Palast in

Puschkin (früher Zarskoje Selo), etwa 25 Kilometer südlich von St. Petersburg. Später wurde es durch die Einfügung von Spiegelpilastern und vergoldeten Schnitzereien leicht vergrössert.

Gemäss Dokumenten im Deutschen Bundesarchiv wurde das Bernsteinzimmer im Oktober 1941 von deutschen Soldaten demontiert und nach Königsberg gebracht. Seit 1945 gilt es als verschollen. Einzelne Ausstattungsstücke, die im Verlaufe des Krieges gestohlen worden waren, tauchten später in Deutschland auf und wurden an Russland zurückgegeben.

Die Rekonstruktion des Bernsteinzimmers wurde bereits 1976 begonnen, musste aber wegen Finanzierungsschwierigkeiten unterbrochen werden. Erst eine grosszügige Spende der damaligen deutschen Ruhrgas AG machte den Abschluss der Arbeiten möglich. Bis 1999 arbeiteten etwa 20 Restauratoren in der Werkstatt, zu Spitzenzeiten waren es 60 Mitarbeiter. Rund sechs Tonnen Bernstein waren insgesamt nötig, wobei ein Kilo Roh-Bernstein gerade einmal 150 bis 200 Gramm verwertbares Material lieferte.

Am 31. Mai 2003 wurde das rekonstruierte Bernsteinzimmer, auch das «Achte Weltwunder» genannt, der Öffentlichkeit übergeben. Es ist ein Glück, dass es noch genügend handwerklich begabte Fachleute und finanzstarke Geldgeber gibt, die es ermöglichen, dass solches Kulturgut der Nachwelt erhalten bleibt. ■

1 «Der Stukkateur und Gipser», Alfred Bohnagen, Callwey Verlag, München ISBN 3-7667-0856-2.
2 Deutsches Reich Patent
3 «Putz und Stuck», Peter Vierl, Callwey Verlag, München ISBN 3-7667-0717-5